

(Nachdruck verboten.)

20) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Da waren die Guten von Gutenberg nicht wenig verblüfft. Keiner warf mehr. Einer schaute den andern an. Der Fremde aber sagte lächelnd:

„Heut mittag geh ich zum Amte und verklag Euch!“

Da ging einer nach dem andern weg, und alle schworen hoch und heilig, keinen Stein in der Hand gehabt, geschweige denn geworfen zu haben.

Aber dies nützte nicht viel. Der Amtmann brachte die Leute doch zum Sprechen. Und da die ersten nicht alleine an der Beche zehren wollten, kam einer so allgemach nach dem andern zum Zahlen, und wie alles fertig war, wurden's teure Scheiben. Das Aergste aber war den Gutenbergern, daß der Fremde die Entschädigungssumme der evangelischen Kirche nach Altenberg gab. Und das war doch alles gut gutenburgisches katholisches Geld, das trotzdem der Altenberger Kirche den Magen nicht verdarb.

Von da an hatte der Fremde Ruhe. Nach wie vor trieb er sein Wesen in Gutenberg.

Aber wenige Tage nach dem Fenstereinwerfen kam der Knecht von Altenberg herüber zum Fremden: Es wär mit dem Altenberger Herrn recht schlimm bestellt, er glaube, der sei am Abschneiden, und der Fremde möchte doch einmal rasch mit hinüberkommen, das Fuhrwerk warte unten.

Draußen in Altenberg lag der Bürgermeister auf dem Sterbebett. Die Krankheit und das Alter hatten ihm arg zugesetzt, und er war in sich zusammengefallen, schmal und hinfällig geworden.

Auch das Bückad- und Rundherumgehen um den geraden, etwas beschwerlichen Weg der Tugend voller holpriger Pflastersteine, worüber schon so manch Menschenkind stolperte und defekt wurde, das Wallen auf den verbotenen Rosenwegen trug nicht wenig bei an dem Hinscheiden des einst so schönen Mannes. Doch machte er darum kein dummes Gesicht und fing auch nicht zu beten an, um auf diese Weise einen besseren Kontrakt von unserm Herrgott herauszuschinden, wie dies ja sonst ein beliebtes Mittelchen ist, wenn der Latterich an die Guten kommt, sozusagen die beste Schmiere der Räder, auf welchen wir ins Jenseits rollen. Der Altenberger wußte, daß er nichts Kares war, er wußte aber auch, woher die andern das Fett ihrer Güte haben, wovon sie friesen. Darum legte er sich auf den Rücken, als es mit ihm so weit war, streckte die Nase in die Höhe, piffte noch einmal auf diese Welt, und so in Positur gesetzt, erwartete er den Gebatter Tod.

Lange redete er mit dem Fremden unter vier Augen. Dann händigte er ihm einige Blätter Papiere aus, diejenigen, welche er vor wenigen Tagen geschrieben hatte.

Es war sein Testament.

Der Altenberger Bürgermeister lag seit einer Stunde im Ende. Er hörte nichts mehr und sah nichts. Das Leben der Seele war erloschen, nur noch der Leib hatte das Sterben vor sich.

Der Fremde saß am Bette und sann vor sich hin. Weh war dem Manne im Herzen. Und er gedachte um Jahre zurück. An den Tag dachte er, allda sein Weib gestorben war. Gerade so war er auch dort am Bette gesessen und hatte nicht glauben können, daß ein Leben am Auslöschten sei. Er konnte nicht glauben, daß Gott so grausam sei. Aber dann war das Große geschehen. Der Tod war durch das Zimmer gegangen, und fassungslos hatte der Fremde das Sterben gesehen. Und seit jener Stunde war sein Leben gebrochen.

Und nun sah er wieder an einem Sterbebette, und da erkannte er, wie tot sein Inneres war. Reif der Ernte. Kein Leben überkam ihn im Angesicht des Sterbenden und auch keine Furcht noch Verlangen am eigenen Sein.

Und er freute sich da und wußte, daß auch ihm bald die Stunde der Erlösung käme. Und er wollte dann hinsinken in die Arme der ewigen Ruhe wie ein müder Streiter, den ein stärkerer Sieger geschlagen.

Um Mittag herum starb der Altenberger Herr. Da gab es ein Sammern im Hause. Die Haushälterin, die Wägde und die Knechte standen da und erschauerten in der Nähe

des Todes. Alle dachten sie an das eigene Ich und wie jung oder alt sie waren, alle schauten vor dem Gehen. Denn alle, alle, wie arm sie da standen, hatten sie die Hoffnung. Die Hoffnung auf irgend — irgendetwas Gutes, das ihrer noch harpte und das sie ernten wollten. Keine Enttäuschung hatte ihnen bis heute diese Hoffnung genommen.

Der Fremde aber drückte seinem Freunde die Augen zu und nahm die Papiere an sich. Dann ging er weg. Aber über seinem Gesichte lag ein Lächeln, denn er dachte an die Zukunft des Findels. Und da ward es ihm aufs neue klar, daß einer ein guter Mensch sein kann, was auch die Mitwelt an ihm aussetzen hat. Denn zum Schlusse: was kann denn der Godel dafür, wenn ihm der Kamm schwillt? Gerade so gut wie dem Godel hatte aber der liebe gute Herrgott, der alle Dinge voraussieht, in Wohlbedächtigkeit auch den Altenberger Herrn gemacht. Darum ist es besser, wenn die Nachwelt auch diesem armen Schächer seine Sünden vergibt. Also dachte der Fremde.

Das Eierrennen und der Findling mit den zwei Madlenen.

Der Viktor Fürchtlich Unbekannt ging in sein zwanzigstes Lebensjahr. Bis anhin stolperte er wie so mancher andere in sonnigen Jünglingsträumen verloren durch sein junges blühendes Leben. Bei dem Fremden, der nun beinahe fünfzehn Jahre in Gutenberg sein Wesen trieb und unter mancherlei Phantasterei in der Leute Köpfe spulte, aber darum nichtsdestoweniger immer noch der Fremde war, bei diesem Manne war der Findling in die Schule der Weisheit gegangen. Der Fremde war nun zwar noch lange nicht der weiseste der Weisen, aber für die Gutenberg und ihre Umgebung reichte sein Licht aus. Darum goß der Fremde, als er sein Absterben nahe gekommen hielt, das Öl seiner Lampe in diejenige des Findlings und hoffte so das Licht zu verbessern, da er große Stücke auf den neuen Docht hielt.

„Aber und Wenn“ sind nun zwar ganz harmlose Wörtchen. Doch ist mit Leichtigkeit aus der Weltgeschichte zu ersehen, welche große Pläne zunichte wurden, wenn hintenan das oder jenes der beiden Wörtlein als vernichtendes Ding nachließ.

Beim Findling waren die Wenn und Aber die Liebe, die zum erstenmal in sein verwundetes Herz einzog und in ihm Gemütsstürme herbörrief.

Und die Geschichte war so einfach und harmlos gekommen wie noch nichts auf der Welt; oder wie vielleicht schon vieles. Denn im Blicke lag der Zauber verborgen. Als ihre Augen mit den feintigen zusammentrafen, gab's Feuer und der Funken flog in die Pulverkammer der Liebe im Herzen des Findlings und richtete dort Zerstörung und Verwirrung an. Darüber gab's ein Staunen und Seufzen und die Unruhe wurde groß. Denn die Liebe ist eine arge Tyrannin und quält ab und zu einen ihrer Lieblinge mit ganz besonderem Vergnügen.

Doch ist das Feuerfangen immer eine ausgezeichnete lustige Sache für den Fernstehenden, der sein Teil schon früher wegbekam und nun in bequemem Frieden lebt. Und noch vergnüglicher wird das alles, wenn der Blitz aus heiterem Himmel kommt und da einschlägt, wo anher die Philosophen, die Klassiker und andere ebenso nützliche, aber dürre, mit Borwörtern gedünngte Sachen haufen. Da ist's dann immer, als wäre all diese Wissenschaft Stroh, der Mensch, den's trifft, die Scheune und das Brändlein ein Vergnügungsfeuerlein für Unbeteiligte.

Auf alle Fälle war der Findling ein solches Scheunenbrändlein. Aber ein Unterschied war doch zwischen einem solchen und dem jungen Burschen. Das Scheunenfeuerlein macht nur in der Nacht eine schöne Röte, der Findel aber verbreitete diese Farbe zu jeder Tageszeit, wo es auch war, er brauchte nur in der Ferne einen Schürzenzipfel zu erspähen, den er für einen gewissen hielt.

Doch bleibt dieses immerhin ein Rätsel und gab den besten Hoffnungen Raum; angedichtet hatte der Findling diesen Schürzenzipfel nie. Nicht etwa deshalb, weil er keine Mühe dazu gehabt hätte, beideibe nicht. Denn der Findling hatte ein Luderleben, behauptete der Seppioni; und die Rätsch fügte dem noch hinzu, daß jeweilen das schlechteste

Stück das größte Glück habe. Doch hätten die beiden zugegriffen und ja gesagt, wenn der Findling mit ihnen getauscht hätte. Der Findling führte zwar niemand in diese Verjudung. Er lebte vielmehr, wie er nach dem Buchstaben, den man ihm einige Tage nach dem Tode des Altenberger Herrn auf dem Amtsgericht an den Kopf geschmissen, zu leben hatte.

Und dieses Leben bestand darin: recht viel zu lernen und ein geheimer Kopf zu werden, nebenbei aber vernünftig zu essen und zu trinken, um einen anständigen Menschen zu machen. Damit dieses möglich war, wurde jeden Monat bis zu zweihundert Mark verwendet. Für Entgelt an den Simon ein Teil und zum Studium das andere. Das ganze einzurichten wurde dem Fremden überlassen. Weitere Mitteilungen nach Zeiten zu angemessener Frist behielt sich der Amtsrichter vor. Als er dieses sagte, schaute er den Fremden an und lächelte leicht. Der Simon verstand diesen Schlußsatz nicht und dachte weiter nimmer daran, als er so aus den Sorgen hinauskam und einmal essen und trinken durfte, was sein bescheidenes Herz begehrte. Denn soweit reichte des Findlings Zuschuß aus.

Der Fremde ging um so vorsichtiger mit dem Burschen um, als dieser gutes Verständnis zeigte. Und als die Zeit da war, mußte der Findling noch in anderer Herren Schule, und sein Rucksack für den Verstand schwoh an wie der Bauch eines jungen Hundes nach dem Fressen.

Und als der Findling das Reifezeugnis hinter sich gebracht hatte und nun zur Hochschule spazieren konnte oder auch gleich in das Leben hinein, war der Bursch bald zwanzig Jahre und der Fremde alt genug.

Der Findling trug mit fünf seiner Kameraden den Sarg des Fremden hinaus zum Kirchhof, und der Totengräber baute dem Manne dort an der Seite seines Weibes ein stilles, kleines Haus.

Am Tage nach dem Begräbnis war die Musterung. Der Findling mußte sein Jahr dienen. Darum durfte er auch den Eiergang der Rekruten mitmachen, wie dies so Sitte war in Gutenberg.

Und da schlug der Blitz, die Liebe, in das Herz des Findlings ein.

Das kam so.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Wandbilder.*)

Die Sammlungen farbiger Steinzeichnungen, die nun seit mehr als einem Jahrzehnt von den Leipziger Verlagsanstalten von Teubner und Voigtländer herausgegeben werden, haben auch in diesem Jahre durch gute Blätter eine Bereicherung erfahren, aus der für die Aufstellung des Arbeiterheims Gewinn zu ziehen ist. Die Sammlungen pflegen vor allem das landschaftliche Bild, das mit kräftig-freudigen Farben wirkt und von nahen Schönheiten der Natur, in die das Auge sich gern versetzt, in weite herrliche Fernen hinführt. Diese Bilder machen so recht den seelischen Bedarf des Stadtmenschen aus, der das Grau, die Enge und den rüden Lärm seiner Alltagswelt durch ein Gegengewicht abzumildern sucht. Von diesem Zusammenhang kann man sich in jeder der Ausstellungen guter Wandbilder überzeugen, die von den Arbeitern veranstaltet werden. All die Bilder mit städtischem Inhalt — Straßen, Türme, Tore — werden aufmerksam betrachtet, aber eigentlich nur selten gekauft. Auch das Bild mit genrehaften Szenen fesselt nur im Vorübergehen. Früher war das einmal ganz anders. Da sollte das Bild etwas Lustiges oder Ernstes in deutlichem Vorgange erzählen. Die Nacht, die früher der äußere Vorgang des Bildes ausübte, ist jetzt der Farbe zugefallen. Man kommt darauf, wenn man sieht, wie die Entscheidung fällt, wenn ein Käufer die Wahl hat zwischen einer farbigen Steinzeichnung und der Reproduktion eines landschaftlichen Gemäldes, das nur im Kontext, nicht in der Farbe wiedergegeben ist. Da zieht meist das künstlerisch bedeutendere Reproduktionsbild gegen das farbige Steinbild den kürzeren. Heute wendet in Arbeiterkreisen der Kauf sich besonders gern den Steinzeichnungen mittlerer Größe zu. Das Angebot der Verleger sorgt denn auch hier ausgiebig für Auswahl.

Neuer ist der Bilderhagel wieder um einige Frühlingslandschaften vermehrt worden, die zuerst genannt sein mögen, weil es dem Frühling so gebührt. Franz Hoch liebt die klare, sonnig aufgeschlossene Weite. Er gibt einen „Maimorgen in Oberbayern“ (Teubner, 5 M.). Ueber hügeliges, begrüntes Land geht der Blick ins Bild. Eine Gruppe silbergrau überblähter Bäume steht im Vordergrund; noch ist das dunkle reiche Geäst hinter dem Gedränge der Blüten sichtbar. Vereinzelt über den buckligen Rasen hin sind andere Baumgruppen verstreut, lichtgrün,

schneeweiß, knospengebräunt. Ein stilles, weißes Kirchlein auf der Höhe zwischen Bäumen, ein stiller See am Fuße des Hügel, droben in den Lüften gefielte weiße Wolken, ruhig schwebend, und fern hinter braunem Waldbande blaulicht beschneit die Kette der Alpen — das alles gibt einen auf Ruhe gestimmten Zusammenklang, aus dem es versonnen einer glücklichen Zeit entgegenharrt. Ein anderes Frühlingsbild „Unter Blütenbäumen“ stammt von H. Weber, von demselben, der sich in den letzten Jahren mit anderen Frühlingsbildern die Herzen im Fluge eroberte. Wieder steht ein umzäuntes dörfliches Haus zwischen weißrosig blühenden Obstbäumen, und diesmal ist dem Maler die Aufgabe bildmäßig besonders gut gelungen. Das Bild (4 M.) ist bei Voigtländer in Leipzig erschienen, und dieser Verlag hat auch ein größeres Blatt „Unter Birken“ (5 M.) von Ed. Debeneter-Zehendorf herangebracht. Ein Waldausgang von mächtigen alten Birken mit smaragdgrünem jungem Hängelaub gibt den Durchblick auf eine breite Gebirgskette mit beschneitem Kamm. Droben durch das Birkengrün quillt leuchtendes Himmelblau, unten zieht ein brauner, bewachsener Weg, mit hellen Blüten.

Von der Nacht der weiten Landschaft, in die das Dorf wie ein Zierrat eingelassen ist, zeugen zwei große Bilder. In schwerer Fülle drängt sich einschlämmerndes Grün von Büschen, Bäumen und Feldbreiten auf dem Bilde „Abendsonne“ von F. Bauer (Teubner, 6 M.). Letztes volles Sonnenglüh läßt die roten Dachrisse, die weißen Giebeltrieme, die goldbraunen Baumwipfel aufleuchten. Der umfachte Weiher im Vordergrund, die Waldfläche oben am Horizont, alles geht schon in die großen wuchtigen Massen vorgerückter Dämmerstunde ein. „Im hohen Schwarzwald“ verweilt Karl Dieze (Voigtländer, 6 M.). Zwischen grünem Wiesgrund und breitwellenden reifen Kornäckern liegt ein Gehöft mit tief herabgehender Strohdachung, angedrückt an ein Gehölz mächtig wipplender Laubbäume. Bachwasser ist zur Linken auf ein Wühlrad geleitet und weckt mit dem zerlarrten Wege, der am Walde herab auf die Landstraße zieht, das Gefühl der Höhe, die sich seitlich ins Tal senkt. Der gelbe Postwagen, der von drei Schimmeln gezogen auf der quer durchs Bild schneidenden Landstraße sichtbar ist, redet davon, daß hier noch ein Stück alter Zeit gegenwärtig lebt. Oben am Horizont dehnt sich stundenweit alter dichter Wald. Das Bild ist landschaftlich sehr echt. Ein etwas kleineres Bild von W. Rögge, ein „Abendspaziergang“ (Teubner, 5 M.), arbeitet auch die Schönheit heraus, die das sinkende Sonnenlicht über Turm, Dach und Giebel eines Bergdörfleins ausgießt. In goldenen Leuchtfarben von Rot und Gelb veratmet der Tag seine letzte Minute. Ein greiser Mann, über dessen Scheitel der Strahl hingibt, schreitet ins Nicht findend der sinkenden Sonne nach. In dem Bilde webt in seinen Tönen die Musik im schweigenden All verklingenden Lebens.

Ins Dorfsinnere führt G. Prenhels Bild „Im Schwarzenlande“ (Teubner, 5 M.): ein Stück Straße mit traulichen Häusern, eins mit vorspringenden Giebeln, grünen Holzläden, rotblühenden Blumen vor den Fenstern kleiner Stuben und im Gärtchen vor der Tür, und mit Kindern am Straßenrand, die einer Schar plündernder Hühner und Enten zuschauen. Anton Gluck zeigt ein „Kleines Schwarzwaldhaus“ (Voigtländer, 4 M.), alt und proletarisch, mit bewachsenem Strohdach und herbstlichen Bäumchen zur Seite und zwei vorübergehenden bäuerlichen Leuten. Eine Dorfstraße in voller Mittagsonne mit heimkehrendem Zeugenspann und anderen Zeichen der Arbeitspause zeichnete G. Freytag: „Mittagstunde“ (Voigtländer, 2,50 M.). Die Sonne prallt blendend auf die hellgeräumten Wände und roten Ziegeldächer. Der „Dach im Winter“ von C. Felber (Teubner, 2,50 M.), giebt ein Stück Schneelandschaft. Im Eise des Baches spiegelt sich ein beschneiter Brückensteg. Kahle Bäume strecken ihr Geäst in die winterlich tote Luft. Häuser mit Schneedächern stehen in der weißen Weite.

Auf das hohe Meer hinaus bringen 2 Bilder des Voigtländer'schen Verlages (je 5 M.). Die „Barf“ von A. Riedle ist herrlich. Eine feste Brise liegt in den Segeln. Brall drängen sie vorwärts: man fühlt das schaumrauschende Gleiten des Schiffes. Die Segel drängen der Sonne entgegen, die gelbrot auf ihrem Leinen und auf dem Bug der Barf brennt. Die See wallt in tausend spielenden Wellen voll lebhafter Farben, die auf Himmel, Wolken und Segel gestimmt sind. Anderes will die Wasserweite auf dem Bilde Otto Leibers sagen. „Nordische Fischerboote“ liegen verankert draußen auf mattglatter See. In dämmerigem Nebelbraun heben sich ihre nadelstanken Masten, die einfachen Segel wie Silhouetten gegen den neblfarbenen Himmel und die ferne verschwimmende Küste mit ab. Die See schläft. Hafenuhrer sichern die Boote.

Mehrere Bilder sind der allehrwürdigen Nacht von Vanverken bergangener Zeiten abgewonnen. Ein großes Blatt von A. Diebmann: die „Alte Rheinbrücke bei Laufenburg“ (Teubner, 6 M.), nehmen wir um des Gegenstandes willen dankbar hin. Freilich ist der farbige Reiz des Blattes nur gering. Das Brückenstück auf Prenhels Bild „Am Neckar“ (Teubner, 4 M.) — man schaut von unten her empor zu dem alten Steinwerke der Brücke und zu einer Gruppe aneinander gedrängter Häuser — ist in seiner sonnig-ehrbaren gefunden Festigkeit gut erfasst. Auch Ulrich Webers „Stadttor“ (Voigtländer, 2,50 M.) ist reizvoll gegliedert. Breitbeinig gespreizt wie ein von seiner Tüchtigkeit überzeugter wohlbeleibter Bachmann steht der Torturm da und unten über Mauer und Statet wölbt sich so idyllisch blauer Blieder und

*) Die Ausstellung von Wandbildern und Jugendchriften im Gewerkschaftshause ist geöffnet: Sonnabend und die ganze nächste Woche von 6-9 Uhr.

Weißer Hollunder. Ein Stück schneeglänzender Mondnacht schildert Wendrat mit vollem Gelingen in seinem „Kranke in Danzig“ (Leubner, 2,50 M.). Der lichtleuchtende Schnee auf dem Dach zu seiten des düsteren Turmes und unten am dunklen Bau und im engen Torbogen die warme Goldigkeit des Laternenlichts, das gibt einen höchst harmonischen Zusammenklang. Die Fülle, die die Steinatur des Baues empfinden läßt, geht den Bedertischen Wibern, der „Dresdener Frauenkirche“ und des „Bingertores“ (beide bei Leubner, 2,50 M.) leider sehr ab. Beno Diemers ägyptische „Pyramiden“ (Voigtländer, 5 M.) mit dem Fernblick über ein Trümmerfeld pharaonischer Herrlichkeit kann der historischen Anschauung gute Dienste leisten.

In den Vorzugsdrucken des „Kunstwarts“ ist in den letzten Jahren eine kleine Reihe farbiger Wibernwiedergaben herausgekommen, die ein seelischer Zusammenhang verbindet. Die Wibern sind im Stoffe verschieden, aber in ihrem menschlichen Innenlaut schwingen verwandte Töne, die aus der gleichen sphärischen Höhe zu kommen scheinen. Nebeneinander klingen geben sie eine Melodie heiligster Stunden des Lebens, die über den Alltag, die Enge der Zeit, die Abhängigkeit von aller Umwelt hinausführen und den Menschen ganz seinen schöpferischen Kräften anvertrauen. Sie wollen ihr Recht, sich zu betätigen, und zeigen ihm Welt und Zeit zu seinen Füßen, aus großer schweigender Höhe her. Nahe führen sie ihn an die großen Geheimnisse des Daseins heran. Solche Wibern waren Weltis „Penaten“ (3 M.), Thomas' „Wundervogel“ (1 M.), Hofmanns „Sonnenuntergang“ (2,50 M.). Menschenleben und Weltraum erschlossen sie dem Gefühl in unsagbar ernsten, rätsel-schönen Weiten. Nun ist ein neuer farbiger Druck erschienen, den ich in diesen Rahmen einfügen möchte. M. A. Stremels Blatt „Goethezimmer“ (3 M.) gibt mehr als nur den feingestimmten Durchblick durch die seltsame Stille einiger Räume des Dichterhauses in Weimar. Hier sind Räume, die nicht mit dem Tode dessen, der sie bewohnte, leer wurden von den Wesen, die seinem Denken und Fühlen verkettert waren. Die Schönheit und Tiefe der plastischen Werke, die dort aufgestellt sind, die Bildnisse vertrauter, geliebter Menschen, die heitere Sicherheit der stillen, farbig abgemessenen Räume, die ins Gartengrün hinausschauen, all das geht in einem Klang zusammen, der ein Leben bezeugt, das unsagbar gegenwärtig ist.

Die Arbeit, die sich in der Herausgabe dieser Wibern ausdrückt, gibt sich in der mächtig gelungenen Feuerbach-Mappe, dem großen „Kunstwart“-Ereignis dieses Jahres. Von den Gestalten der Feuerbachschen „Kunst der Sehnsucht“ sagt Abenarius, sie seien „ganz Erscheinung eines Gefühls von Leben“, und für die künstlerische Verarbeitung der Bildinhalte prägt er das Wort vom „Einfältigen des Reichbewegten in Harmonie“. Feuerbach ringt sich über alles irdisch Neuberliche und Bedrängte empor zu der Sphäre der letzten, höchsten Entwicklungsmöglichkeiten menschlicher Lebensinhalte. Er malte das Gedankengefühl, das vom Wirklichen sich zu jenen idealen Bishöhen hinanarbeitete. Die „Kunstwart“-Mappe spricht von den Hemmungen, die bis heute herauf der Verbreitung Feuerbachscher Kunst im Wege gewesen sind: von dem „unbedingten Widerspruch des Eigentümers der Urheberrechte“ und von den inneren Widerständen, die noch jetzt zwischen vielen Suchenden und dieser Kunst stehen. Vielleicht darf man sagen: wenn einmal Schiller seinem größten kulturellen Werte nach weithin begriffen und empfunden sein wird, so werden auch die Tore zu Feuerbach aufspringen, und dann wird wohl der Gedanke reifen, den Maler neben den Dichterdenker auf einen Sockel zu stellen. Die Feuerbach-Mappe mit ihren dreißig herrlichen großen Blättern und den etwa vierzig kleineren Wibern, neben dem Text von Abenarius, soll und mag in dieser Richtung wirken. Sie kostet 12 M., zu viel nicht für das Werk, aber doch für viele. Aber da helfen nun die Meisterbilder (je 25 Pf.) über die Kunst hinweg: unter den 12 neuen Blättern (die auch den Goethekopf Stiellers und das Schillerbild Cambergers bringen) sind nicht weniger als sechs Feuerbachbilder, und zwar bedeutende wie die „Iphigenie“, die „Medea auf der Flucht“, „Dantes Tod“, die „Pieta“, die „Melancholie“ und die „Erinnerung an Tiboli“. Also genug zum Anlegen einer kleinen Feuerbach-Mappe in der Hausbibliothek.

Ein Bild von zartem Iristhemem Reiz, das als Vorzugsdruck erscheint (1 M.), ist Willibald Kraus' „Stille Stunde“. Man schaut in ein Zimmer mit freundlich-schlichten alten Möbelstücken, düstlich-weißen Gardinen und mancherlei Dingen, die mit ihren einfach-schönen Farben die heimliche Freude dessen bezeugen, der sie in seiner Nähe haben wollte. In dem Raume weht ein Hauch der Jugend. Das würde man fühlen, auch wenn der Maler nicht die Gestalt des Jünglings in das Bild gefügt hätte, der zum Fenster hinträumt. Ein köstliches Erinnern erfüllt ihn, das nur die ungestörte Stille schenken kann. Und nun ist es, als hätte an all den Dingen des Raumes die Bereitschaft, solch ein Erinnern an liebe Stunden und Menschen leise anzufachen.

Kleines feuilleton.

Die Meinungen des Ku-Hung-Ming.

Der Sklave oder der noch nicht kultivierte Mensch tut nichts Böses, weil er in dieser Welt die Knute oder die Polizei fürchtet wie das höllische Feuer in der nächsten. Aber der freie Mann der neuen Kultur ist der, für den weder Knute noch Polizei noch höllisches Feuer mehr nötig ist. Er tut recht, weil er das Recht-

tun liebt; er tut nichts Böses, nicht aus der Triebfeder einer knechtisch gemeinen Furcht, sondern weil er es haßt, Böses zu tun. Er kann leben ohne Herrscher, aber er lebt nicht ohne Gesetze. Daher nennen die Chinesen einen Gebildeten Künku. Kün ist dasselbe Wort wie das deutsche König und bedeutet einen königlichen Mann.

Ohne offene Tür des Intellekts gibt es keine wahre Erweiterung des Geistes, und ohne wahre Erweiterung des Geistes gibt es keinen Fortschritt. Konfuzius sagt: Unter wirklich Gebildeten gibt es keine Rassenunterschiede.

Der Fuchsverstand ist tauglich zum Bau von Eisenbahnen, Baumwollspinnereien und elektrischen Maschinen, aber man sollte ihm niemals Einfluß gestatten auf irgend ein Gebiet, das mit der Kultur zu tun hat, da er unmeniglich ist und nicht weiß, was Erbarmen heißt. Weil dieser Fuchsverstand ohne Feinheit und Zartheit, der gegenwärtig die Macht ist über das Leben der Völker und das Schicksal der Kultur, nicht weiß, was Erbarmen ist, können wir verstehen, warum dem gebildeten und zivilisierten Menschen kein Einsehen dafür haben, daß es nicht nur unmoralisch und schlecht, sondern auch geschmacklos und unschön ist, nur auf Vermehrung der eigenen Bequemlichkeit, des eigenen Luxus, der eigenen Pracht aus zu sein, während andere menschliche Wesen ringsum tatsächlich Hungers sterben oder auf das äußerste Existenzminimum beschränkt sind, und weshalb sie es über sich bringen, um diese Bequemlichkeit, diesen Luxus und diese Pracht zu vermehren, Handel und Eisenbahnen andern Völkern aufzuzwingen ohne Rücksicht auf deren Volksleben.

Der Hochmut eines Aristokraten mag einem gemeinen Haufen von Ladenbengeln oder Krämer Schreden einflößen, aber aller Heroismus und alle Kampftüchtigkeit eines Aristokraten, der gegen das soziale Unrecht eines Volkes blind ist oder sich blind stellt, kann nichts ausrichten gegen die göttliche Gerechtigkeit, die immer einer Revolution zugrunde liegt, einerlei ob sie in England ausbricht oder in Schanghai in Straßenscharmelen an die Oberfläche steigt. Recht und Unrecht kommen so sehr durcheinander bei Revolutionen und Revolutionen, daß man ebensosehr des Auges bedarf, um recht zu sehen, als der Hand, um recht zu treffen, sonst kann man seine gepanzerte Faust, selbst wenn der Panzer vom besten Kruppischen Stahl wäre, zerbrechen an der göttlichen Gerechtigkeit.

Nach einer Revolution sind die Leute fähig, freiere und unabhängiger Gesichtspunkte zu wählen.

Ich war bei vielen Unterredungen gegenwärtig, die christliche Missionare in China mit Generalgouverneuren, Gouverneuren und allen Arten von Beamten hatten, doch habe ich nie gehört, daß die überragende Bedeutung der Gerechtigkeit im Christentum als Unterhaltungsthema gewählt worden wäre. Das ganze Gespräch betraf Eisenbahnen, Wissenschaft, Finanzen, Medizin, Technische Bildung und Fußbinden der Frauen.

Meine Erfahrungen mit Fremden, die sich Freunde Chinas und der Chinesen nennen, haben den Satz des Dr. Johnson bestätigt: Patriotismus sei oft die letzte Zuflucht eines Schurken. Hier in China ist jedenfalls die Freundschaft für die Chinesen oft die letzte Zuflucht eines Europäers ohne Anstellung.

Aus Ku-Hung-Ming, Chinas Verteidigung (Jena bei Diederichs).

Geologisches.

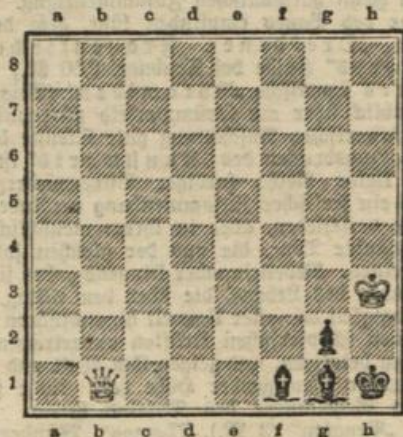
Ueber das Altern und Sterben der Gebirge hielt dieser Tage Professor Dr. Albert Heim im Schweizerischen Alpenklub einen sehr interessanten Vortrag. Früher — so führte er aus — meinte man, die Alpen müßten vom Meltesien sein. Dann bewiesen Versteinerungsfunde, daß geologisch gesprochen, sehr junge Meeresabfälle im Innern der Alpen eingefaltet sind und bis über 3000 Meter hoch liegen. Schon daß die Alpen noch da sind, beweist ihre geologische Jugendlichkeit. Der Vorgang der Faltung der Gebirge (vulkanische Ausbrüche oder Bewegung der Erdrinde) und der Vorgang der Abwitterung arbeiten gleichzeitig nebeneinander. Die Abwitterung besteht aus zwei einander unterstützenden, aber an sich sehr verschiedenen Vorgängen, aus Erosion durch fließendes Wasser, das mittels der Geschiebe nur die Rinnen und Talgründe einschneidet und die hineinfallenden Trümmer ausspült, und aus Verwitterung, die die Gehänge abschrägt und die Oberflächen nach der Festigkeit der Gesteine modelliert.

In den Muldenfallen des Juragebirges liegen noch Reste von Molassefächeln. Die Molasse (Sandstein) ging einst über den ganzen Jura hinweg; sie ist von den Ketten abgewittert. Diese Ketten wären sonst noch einige hundert Meter höher. In den Alpen zeigen die nördlichen Ketten (Säntis-Pilatus) ähnliche Erscheinungen. Schon hat die Verwitterung tiefer hinein abgetragen und die Klatten der festeren Gesteine aus den weicherer Massen herausgeschält. Davon rühren die scharfen Formen dieser Berge her. Der Mürtjensee ist nur noch eine mauerförmige Ruine von einer etwa 600 Meter mächtigen Kalksteinplatte, die sich einst bis ins Rheintal fortsetzte. Ueber dem Töbi fehlen die Biferten-Stockreide, die Glarnerchiefer, der Sarnist des Rappflodes, die

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

O. C. O.



Weiß zieht und gewinnt.

Schachnachrichten. Dr. Em. Laszer und J. Capablanca stehen in Verhandlungen über einen Wettkampf um die Weltmeisterschaft. — Im Februar 1912 soll in San Sebastian ein internationales Turnier beginnen.

Unregelmäßige Eröffnung.

Die nachstehende Korrespondenzpartie, in der der berühmte, seitler verstorbene Schachtheoretiker Dr. Max Lange die schwarzen Steine führt, wurde zwar schon vor vielen Jahren gespielt, ist aber wenig bekannt. Sie wurde zur Ausprobierung der damals fast ganz unbekanntem Eröffnung gespielt.

S. Alapin Dr. Max Lange +

1. e2—e4 e7—e5

2. Sg1—e2

Diese Eröffnung heißt seitler „Alapins Eröffnung“. Sie ist korrekt und bietet für Schwarz mehrere Hereinfälle, die wir zur Instruktion unserer Leser in den nachstehenden Glossen kurz andeuten:

2. Sb8—c6

Am besten gilt folgende Verteilung: 2. Sg8—f8; 3. f2—f4, Sf6×e4 (Oder 3. of4; 4. S×f4, S×e4?); 5. De2, De7; 6. Sd5, De5; 7. Sb c3, e6; 8. d4! und gewinnt; 4. d2—d3, Se4—c5 (Oder 4. Dh4?); 5. g3, S×g3; 6. S×S, of4; 7. Dh5!, De7; 8. Se2, g6; 9. Df3, g5; 10. h4 zc. Weiß gewinnt); 5. f4×e5, d7—d5; 6. d3—d4, Se5—e6! (Der Zug ist von A. Rubinstein. Auf das plausible 6. Se4; 7. Sd2, f5 folgt 8. S×S, f×e4; 9. Sf4 und Weiß steht besser, z. B. 9. Lf5, 10. Le2 nebst evtl. Lg4 zc.); 7. Le1—e3, c7—c5; 8. c2—c3, Sbs—c6; 9. g2—g3, Lf8—e7; 10. Lf1—g2, c5×d4; 11. c3×d4, 0—0; 12. Sb1—c3, Se6—c7; 13. 0—0 zc. Unnähern gleiches Spiel.

Zur Kenntnis der Eröffnung nachstehend einige andere bemerkenswerte Fortsetzungen: 2. Lf8—c5; 3. d2—d4 (Oder auch 3. c3); 3. Sg8—f6 (Se6 ergibt „Schottisch“); 4. Sd4—b3, Sf6×e4; 5. Lf1—d3, Dd8—e7 (Beim Nehmen auf f2 geht eine Figur verloren); 6. Dd1—e2 (0—0!), Lf8—b4; 7. c2—c3, Se4—c5; 8. Le1—e3, Se5×d3; 9. De2×d3, Lb4—d6; 10. Sb1—d2 zc. Weiß hat guten Angriff für das Dauernopler.

Oder 2. f7—f5 (2. d5; 3. e×d5, D×d5; 4. Sb c3, De6; 5. d4, ed4; 6. Sb5 zc.); 3. e4×f5, d7—d5; 4. d2—d4, e5—e4; 5. Se2—g3, Sg8—f6; 6. Le1—g5, Lf8—e7; 7. Sg3—h5, 0—0; 8. Lg5×f6 nebst evtl. g2—g4. Weiß steht gut.

Erwähnt sei noch folgender Hereinfall: 2. Sf6; 3. f4, of4; 4. S×f4.

Do7; 5. Le2, D×e4; 6. 0—0, Le5; 7. Kh1, 0—0; 8. Sc3, De5 (un. d2—d4 zu parieren); 9. Sd3, Do7; 10. S×L, D×S; 11. d4, Da5; 12. T×S!, g×f6; 13. Lh6, Te8; 14. Ld3, d6; 15. Df3. Weiß gewinnt. —

3. d2—d4
Oder auch 3. Sbc2, Le5 (sonst f2—f4); 4. Sa4 zc.

3. Dd8—h4
3. ed4!; 4. S×d4, Sf6! zc. ergibt „Schottisch“.

4. d4—d5 Lf8—c5
5. Se2—g3 Sc6—e7
6. Sb1—d2 Dh4—f6
7. f2—f3! Df8—h4
8. Sd2—b3 Lc5—b6
9. d5—d6 Se7—c6
10. c2—c4 c6×d6
11. Dd1×d6 Sg8—f6
12. Ke1×d1! Sf6—h5
Es drohte Sg3—f5×g7+.

13. Sg3—f5 Dh4—d8!
Auf 13. Df2? gewinnt der Problemzug 14. Da3! wegen 14. Le7 (es drohte Sd6); 15. Le3 mit Damengewinn.

14. g2—g4 g7—g6
15. Sf5—e3 Dd8—f6
16. Dd6×f6 Sh5×f6
17. c4—c5! Lb6—d8
18. Se8—c4 d7—d5!
Benachstwert ist: 18. Lo7;
19. Sd6f, L×S; 20. c×d6, b6;
21. Lh6, Tg8; 22. Lg5 zc.

19. Sc4—d6† Ke8—e7
20. g4—g5 Sf6—d7
21. e4×d5 Sc6—b4
22. Lf1—c4! Sd7×c5
23. Sb3×c5 Ke7×d6
24. Sc5—e4† Kd6—e7
25. Le1—d2 a7—a5
26. a2—a3 Sb4—a6
27. d5—d6† Ke7—f8
28. Ld2—c3 h7—h6!
29. Le3×e5 Th8—h7
30. Se4—f6 Ld8×f6
31. g5×f6! Lc8—d7
32. Ta1—c1 Sa6—b8
33. Lc4—b5! Sb8—c6!
34. Th1—e1 Th7—h8

Etwas besser war Dd8. Der Zug ermöglichte folgenden glänzenden Aufzug: 35. L×S, L×L; 36. T×L, b×c6; 37. d7, Td8; 38. Ld6†, Kg8; 39. Te7!, g5!; 40. Ke2, Kh7; 41. Kc3!, Kg6; 42. Kc4, K×f6; 43. Kc5, h5; 44. K×c6, g4; 45. Lg, hg; 46. Te2, Kg6; 47. Le7, Ta8; 48. b4. Schwarz gab auf.

Mürtschengesteine und die Churfirstengesteine und noch mehr, zusammen über 400 Meter. Das Finsteraarhorn entspricht der höher gelegenen Basis des Tödi. Ueber seinem Gipfel fehlen 5000 bis 6000 Meter Gestein. Aus diesen und vielen anderen Beispielen geht hervor, daß das, was in den Zentralalpen heute noch über Meerespiegelniveau hervorragte, kaum ein Fünftel dessen ist, was einst über Meer aufgestaut war. Vier Fünftel sind abgewittert. Ursprüngliche Oberflächengestalt ist nirgends mehr zu finden; alle jetzige Oberflächengestalt ist aus einem ursprünglich mächtigeren, plumperen Gebirgskörper durch die Abwitterung herausmodelliert worden. Die Berge sind die zwischen den Talsfurchen gebliebenen Ruinenreste.

Wo liegt nun aber der Schutt? Die Molassekonglomerate von Nigi, Nohberg und Speer, die Molasseanditeine des schweizerischen Mittellandes bis über Jura und Rhein hinaus sind die älteren Abschleppprodukte. Die Rheinebenen von Basel bis Holland, die Poebene, das Rhonedelta und die Donauanschwellungen bis ins Meer hinaus sind viele Hunderte von Metern dicker Alpen schutt, und ausgeblühte Ablagerungen am Grunde der Meere um Europa herum aus diluvialer und jüngerer Zeit sind zu einem großen Teil abgeschwemmter Verwitterungsschutt aus den Alpen. . . . Greift das linderfressende Meer an ein Gebirge, so erzeugt es Steilküste, die immer einwärts greift, und alles, was über das Meeresniveau ragt, wird zerstört, abrafiert von der Erdoberfläche und mit jüngeren Meerabfällen bedeckt. Der Festlandstod des Gebirges läßt als Reiche ein welliges Hüggelland zurück, der Meerestod einen untiefen Meergrund, der später wieder Festlandsebene werden kann.

Der Harz ist ein Rest eines gewaltigen Alpengebirges, das von den Ablagerungen der Triaszeit, also um drei bis vier geologische Perioden früher als die Alpen aufgefaltet worden war. West- und Mittel ist vom Meere abgetragen; der noch vorhandene mittlere Querkern zeigt die tiefgehende Faltung quer zu dem noch gebliebenen Rumpf verlaufend. Der Ural ist ein Rumpfbirge, das von Osten her durch das sibirische Tertiärmeer abgetragen und in seinen vom Meer verschonten Resten zu Hüggelland zusammengeschwunden ist. Der Schwarzwald zeigt in seinen tieferen Teilen ebenfalls die Faltenstruktur und die aufgerichteten Schichten eines früheren Kettengebirges von alpinem Charakter. Dann ist alles abgewittert und abgetragen worden und das Land in der Triaszeit unter Meer versunken. Erst nach der Jurazeit tauchte es wieder auf und stieg langsam zum jetzigen Plateaugebirge auf. An Stelle eines abgestorbenen Kettengebirges hat sich hier ein neues Gebirge anderer Art erhoben. Schweden, Finnland, Schottland, die Ardennen, die Bretagne, der Taunus zeigen ähnliche Erscheinungen. Sie alle sind in ihrer Faltung viel, viel älter als die Alpen und fast ganz von Abwitterung abgetragen.

Physikalisches.

Die Bestimmung der Temperatur von Himmelskörpern war das Thema eines Vortrages, den Prof. Schaum-Weipzig kürzlich in der Dreptower Sternwarte hielt. Temperaturen pflegt man mittels Thermometer zu messen, die man für weite Meßbereiche und zu hoher Vollkommenheit ausgebildet hat. Für hohe Temperaturen kommen in erster Linie die Gasthermometer in Betracht, bei denen die Ausdehnung einer Gasmasse (Luft, Stick- oder Wasserstoff) als Maß der Temperatur benutzt wird. Diese Thermometer finden eine Grenze ihres Meßbereiches in der Widerstandsfähigkeit der Gefäßwandungen gegen Wärme. Mit ihrer Hilfe kann man unter Anwendung von Iridium bis zu 2000 Grad kommen, man bleibt also weit unter den höchsten Temperaturen, die schon auf der Erde vorkommen. Die Hitze im elektrischen Lichtbogen beträgt 4000 Grad. Auch andere Temperaturmeßmethoden, z. B. die auf elektrischen Widerstandsbestimmungen beruhenden, irren daran, daß man mit ihnen keine Temperaturen messen kann, die über den Schmelzpunkt der zu ihrem Aufbau erforderlichen Materialien hinausgehen. So hohe Temperaturen hat man daher auf andere Weise zu bestimmen gelernt.

Man benutzt zu diesem Zwecke die Kenntnisse, die uns die Physik über die Strahlung der Körper gelehrt hat. Mit deren Hilfe haben wir das Studium der bloßen Schätzung der Himmelskörper überwunden und sind in das der wirklich wissenschaftlichen Bestimmung durch Messung eingetreten. Die Schätzungen der Sonnentemperatur lagen früher zwischen 1500 und mehreren Millionen Grad! Die verschiedensten Meßmethoden haben aber für die Sonne sehr nahe übereinstimmende Resultate gezeitigt und ergeben, daß die Sonnenoberfläche etwa 5500 bis 6000 Grad heiß sein muß. Die Sonne gehört zu den gelben Sternen; es gibt aber auch rote und weiße Sterne. Die besagten Gesetze lehren nun, daß die Farbe der Sterne ganz bestimmte Abhängigkeiten von der Temperatur hat, wie etwa ein glühendes Eisen, daß im heißesten Zustande weißglühend, im niedersten leuchtend rot ist. Die Messungen typischer Vertreter der Farben unter den Sternen ergab für den weißglänzenden Sirius 7200 Grad, für die gelblich-weiße Vega 6000 Grad, für den roten Aldebaran 2500 Grad und für den dunklen Arcturus 2100 Grad. Es handelt sich hier aber nur um die Oberflächentemperatur; die Kerne dieser Sternkörper haben höher Temperaturen von Millionen Grad. — Aber nicht bloß die selbstleuchtenden Himmelskörper können auf diese Weise untersucht werden, sondern auch die im erborgten Licht leuchtenden Planeten.